

Jens Brachmann

Gezählte Kompetenz

Zur Zitationsanalyse in der Erziehungswissenschaft¹

In der großen Bücherei hätten sie gern die genaue
Zahl der Bände erfahren [...] (G. FLAUBERT 1980)

Zusammenfassung

Der Beitrag diskutiert die Bedeutung von Zitationsanalysen als Instrumente zur Bewertung und Qualitätssicherung von Forschungshandeln. Bisher ist der Aussagewert empirisch gestützter Zitationsindizes sehr begrenzt, weil Zitationen lediglich als Belege von Sichtbarkeit, Akzeptanz und Einfluss wissenschaftlicher Leistungen angesehen werden. Stattdessen wird hier nun vorgeschlagen, intertextuelle Relationen als Dokumente epistemischer Aktivität selbst zu begreifen. Nach dieser Deutung sind Zitate dann nicht länger nur *pellets of recognition*, sondern verzeichnen zugleich immer auch Inszenierungsversuche und Fälle erfolgreicher Performanz der Leistung eines Forschers. In diesem Sinne sind sie als *pellets of understanding* zu verstehen, die der Forschungsinnovation dienen können. Ausgehend von dieser Überlegung diskutiert der Beitrag Rahmenbedingungen einer Theorie des wissenschaftlichen Zitats und problematisiert den möglichen Ertrag eines solchen Ansatzes für die Erziehungswissenschaft, weshalb abschließend vorgeschlagen wird, Zitationsdichte als Indiz für den Ausdifferenzierungsgrad spezifischer Forschungszusammenhänge zu begreifen, zitationelle Einzelfallanalysen anzustrengen, um die Qualität und Güte spezifischer Forschungsbeiträge dieser Disziplin zu prüfen und so die empirischen Befunde traditioneller Zitationsindizes zu ergänzen.

Summary

Counting Competencies – On citation analysis in Educational Science

This paper discusses the importance of citation analysis as an instrument of evaluation and quality management for the activity of scientific research. The scientific value of citation indices have been limited, until now, because citations, quotations and references have merely been seen as evidence of visibility, importance and impact of scientific work.

In contrast to the traditional view, this paper suggests viewing all kinds of intertextual relations as proofs of epistemic activity. According to this assumption citations no longer simply register presence in the social system of science and are not simply *pellets of recognition*. Beyond this dimension, they also record attempts of staging and cases of successful performance of scientific research. From this point of view, citations have to be seen as *pellets of understanding* which can serve innovation and development in research activity.

On the basis of this argument this article discusses the framework of a theory of scientific citation and looks at the contribution of such a concept for the field of educational science. Finally it suggests viewing accumulation of citations as an indicator for the extend of differentiation in certain scientific fields and votes for analyzing the citation habits of individual scientific authors in order to evaluate the quality of research results. This perspective can enhance the limited output of traditional citation indices.

Obgleich die deutsche Erziehungswissenschaft durch ihre Traditionsdichte seit dem 19. Jahrhundert zweifellos zu den anregendsten einschlägigen, national geordneten wissenschaftlichen Kommunikationszusammenhängen zählte, ist ihr aktueller Einfluss auf die Entwicklung der Disziplin und die Ausweitung ihrer Forschungsfronten im globalen Maßstab zu vernachlässigen: Zur Produktion des weltweit dokumentierten bedeutsamen Wissens über Erziehung und Bildung trägt sie – gutwillig interpretiert – nämlich nur zu 1,08% bei.

Dieser ernüchternde Befund drängt sich zumindest demjenigen auf, der die international führenden wissenschaftlichen Literaturdatenbanken auf institutionelle und nationale Zugehörigkeit der Autoren hin abfragt: Unter den im *Science Citation Index* (SCI) in der Rubrik *Education, Scientific Disciplines* gelisteten Zeitschriften sind deutsche Pädagogik-Publikationen nämlich ebenso wenig zu finden wie im *Arts and Humanities Citation Index* (AHCI). Lediglich die 93 Publikationen umfassende subject list *Education and Educational Research* des *Social Science Citation Index* (SSCI) verzeichnet mit der *Zeitschrift für Pädagogik* (ZfPäd) zumindest ein deutschsprachiges Fachorgan.

Zwar dokumentieren die auf amerikanische und englischsprachige Publikationen fokussierten Indizes keineswegs repräsentativ, was an kompetenter erziehungswissenschaftlicher Forschung hierzulande geleistet wird; auffällig ist deren offensichtlich mangelnde, unterdurchschnittliche Relevanz aber schon, wenn man berücksichtigt, dass anderen, vergleichbaren Fachwissenschaften in den betreffenden Datenbanken deutlich mehr Beachtung eingeräumt wird: Unter den insgesamt 101 philosophischen Zeitschriften des AHCI sind bemerkenswerterweise 9 deutsche Periodika vertreten,² die bundesdeutsche Soziologie ist mit immerhin noch 3 Zeitschriften im SSCI gelistet³ und selbst das subdisziplinäre Grenzgebiet der pädagogischen Psychologie findet dort deutlich mehr Aufmerksamkeit als der vermeintlich übergeordnete erziehungswissenschaftliche Diskussionszusammenhang.

Die durch diese bibliometrischen Daten nahe gelegte Unsichtbarkeit deutscher erziehungswissenschaftlicher Forschung im internationalen Maßstab steht im krassen Widerspruch zur Erfolgsgeschichte der Disziplin, wie sie durch die Publikationsanalysen von Jürgen BAUMERT und Peter M. ROEDER (vgl. BAUMERT/ROEDER 1990), durch Edwin KEINERS Studie zur jüngeren Fachgeschichte (vgl. KEINER 1999) oder den kürzlich erschienenen Datenreport Erziehungswissenschaft unterstellt wird (vgl. OTTO u.a. 2000). Danach unterscheidet sich das hiesige disziplinäre Publikationsmilieu nicht mehr wesentlich von denen benachbarter Fächer. Im Gegenteil habe sich sogar eine gewisse „Normalität“ im Forschungshandeln wie im Veröffentlichungsverhalten eingestellt (BAUMERT/ROEDER 1990, S. 77f.), mit einer zunehmenden Verdichtung und Akademisierung der sozial kommunikativen Zusammenhänge (vgl. KEINER 1999, S. 186f.) sowie einer insgesamt stärker empirisch-sozialwissenschaftlichen Forschungsorientierung (vgl. OTTO u.a. 2000, S. 21; vgl. auch WEISHAUPT/MERKENS 2000). Insbesondere unter Beachtung ihres publizistischen Outputs sei die bundesdeutsche „Erziehungswissenschaft sogar eine wissenschaftlich sehr produktive Disziplin“ (ebd., S. 127; vertiefend dazu: vgl. WEISHAUPT 2002).

Diese beiden erwähnten kontroversen Deutungen zum Publikations- und Zitationsverhalten der deutschen Erziehungswissenschaft – globale Unsichtbarkeit und Nichtbeachtung einerseits, normales wissenschaftliches Kommunikationsverhalten und überdurchschnittliche Produktivität aus binnendisziplinärer Perspektive auf der anderen – illustrieren nachdrücklich, wie problematisch die Forderung nach „Vermessung“ (vgl. TENORTH 1990) eines Forschungsfeldes in den Geistes- und Sozialwissenschaften sein kann und

welche gegensätzlichen Datensätze empirische Forschungsmethoden gerade hier erzeugen können.

Angesichts einer zunehmenden Ressourcenknappheit für Grundlagenforschung und des wachsenden gesellschaftlichen Beratungsbedarfs durch Wissenschaft scheint es gerade auch unter wissenschaftspolitischer Perspektive zwar plausibel, solche Bestrebungen zur empirisch gestützten Selbstevaluation und Qualitätssicherung des Forschungshandelns zu fördern, dessen Transparenz einzuklagen und die disziplinären Experten bzw. jeweils ‚besten‘ Leistungen eines Forschungsterritoriums auszuweisen. Weithin unklar bleibt aber, welche Indikatoren und Erhebungsmethoden geeignet sind, die sprichwörtliche Spreu vom Weizen zu trennen und gute Forschung, also jene, die getätigte Investitionen letztlich rechtfertigt, tatsächlich auch zu identifizieren. Hierbei stellt sich aber das Problem, dass die administrative Nötigung zur leistungsgestützten Hierarchisierung der Wissenschaft bzw. der disziplinären Felder nur eingeschränkt auch der Forschungsinnovation selbst dient, da sich das eher unkonventionelle und anarchische Forschungshandeln anders organisiert als durch seine Außendarstellung vermutet (vgl. FLECK 1980, S. 146-164; KROHN/KÜPPERS 1989, S. 28-46). Das bedeutet auch, dass die von den Forschern selbst verantwortete Sicherung von operativen Standards nur schwer vereinbar ist mit wissenschaftspolitischer Zustimmung bzw. Einflussnahme. Diese Differenz könnte vernachlässigt werden, wenn forschungsorientierte Qualitätssicherung wie wissenschaftspolitisch motivierte Evaluation nicht auf ein nahezu identisches *sample* von Indikatoren zurückgriffen und so beide Bereiche nach außen als Kontrollinstanzen wahrgenommen würden, die vermeintlich gleiche Ziele verfolgten:

Neben dem Expertenurteil (*peer review*) sowie der quantifizierenden Bewertung anhand von Wissenschaftspreisen, Drittmittelwerbungen und Publikationszählungen avancierten insbesondere Zitationsanalysen zum dominierenden Verfahren empirischer Wissenschaftsforschung, um aussagefähige Daten zur Sichtbarkeit, Bedeutsamkeit, Akzeptanz, Qualität, zum Einfluss und zum konkreten Fortschrittsimpact wissenschaftlicher Leistungen zu gewinnen (vgl. WEINGART 1984, 1991; HORNBOSTEL 1997, 2001). Die Zitationsindizes wurden dabei in den letzten vier Dekaden zu immer feiner justierten Bewertungsinstrumenten ausgebaut, die ungeheure Datenmengen generieren und aggregieren können. Gleichzeitig blieb und bleibt eine Theorie des wissenschaftlichen Zitats aber ein dringendes Desiderat bzw. kam deren gezielte Entwicklung nie über Ansätze hinaus (vgl. CRONIN 1984; COZZENS 1989; KIEL 2001).

Angesichts dieser systematischen Leerstelle erinnern Zitationsanalytiker daher an die beiden enzyklopädischen Dilettanten und genialisch beschränkten Kopisten BOUVARD und PÉCUCHE aus Gustave FLAUBERTS gleichnamiger Halbwissenschaftssatire, von deren ohnmächtigen Ausflügen in unzählige Wissensgebiete letztlich nur die ungenügend bewältigten Lektürelisten bleiben. Ähnlich agiert die überwiegende Masse der Zitationsforscher: Sie konsumieren und rezipieren Wissenschaft, sie ordnen und verwalten Verweise, sie errechnen daraus *Rankings*⁴ und weiten ihre Untersuchungsinstrumente auf immer mehr und immer neue Felder aus. Wofür diese Referenzverzeichnisse letztlich gut sind und welche Bedeutung die gewonnenen Daten tatsächlich haben, bleibt zumeist aber der heuristischen Neugier der mit den Faktenmengen überforderten Interpreten überlassen, wie schließlich der Frage nach dem Sinn der Zählungsaktivitäten lediglich mit dem schlichten Argument begegnet wird, "(...) that bibliographies are lists of influences and that authors cite in order to give credit where credit is due; that is, when an author uses information from another's work, he will cite that work (...)." (MACROBERTS/MACROBERTS 1988, S. 342).

Im Folgenden werde ich die hier unterstellte Quantifizierbarkeit von Einfluss und Anerkennung durch das Zitat kritisch beleuchten sowie die Möglichkeit einer aussagefähigen Leistungsbewertung erziehungswissenschaftlicher Forschung mithilfe der Zitationsanalyse prüfen. Die wissenschaftspolitische Perspektive – der exoterische Aussagewert von Zitation und ihre Bedeutung für die Außendarstellung disziplinär geordneter Felder – interessiert mich dabei nur bedingt. Vielmehr versuche ich, Zitationsanalysen zunächst allgemein als innerwissenschaftliche und qualitative Instrumente zur Selbstevaluation und Qualitätssicherung von Forschungshandeln der Sozial- und Geisteswissenschaften zu begreifen, um sie speziell für die Erziehungswissenschaft zu vertiefen.

Dazu werde ich (1) zunächst Rahmenbedingungen einer Theorie des wissenschaftlichen Zitats untersuchen und dabei insbesondere die von der empirischen Wissenschaftsforschung oft unterschlagenen semantischen und symbolischen Aspekte der Zitation erörtern (1.1). Nach der Würdigung auch sozialer Bedingungen des Verweisvorganges (1.2) werde ich (2) abzuschätzen versuchen, in welchen disziplinären und heuristischen Kontexten Zitationsanalysen helfen können, Forschungshandeln zu bewerten, darüber hinaus abschätzen, welche spezifischen methodischen Instrumente sinnvolle Daten über die Verwendung von Zitaten liefern und welche Ergebnisse hierbei zu erwarten sind. Abschließend diskutiere ich, ob die Zitationsanalyse (3) daher auch ein geeignetes Instrument zur Forschungsevaluation der Erziehungswissenschaft darstellt. Dabei gehe ich von der Vermutung aus, dass diese Disziplin dank ihrer geisteswissenschaftlichen Tradition eigentlich Affinitäten zu methodisch-qualitativ orientierter Forschungsevaluation haben müsste. Da mit der Verdrängung des geisteswissenschaftlichen Paradigmas aus dem Fachdiskurs aber auch eine Aufwertung empirisch analytischer Methoden verbunden war und qualitative Methodik seither kaum Bedeutung für die Bewertung des erziehungswissenschaftlichen Forschungshandelns hatte (und noch immer hat!), könnte eine qualitativ orientierte Zitationsanalyse nicht nur das vage Bild ergänzen, das rein empirisch erhobene Indikatoren (wie Drittmittelinwerbung und Publikationsausstoß) von der erziehungswissenschaftlichen Forschungslandschaft zeichnen, sondern allgemein dazu beitragen, auch jene subdisziplinären Arbeitsbereiche angemessener zu würdigen, die – hoch spezialisiert aber noch immer kompetent – am geisteswissenschaftlichen Rand der Disziplin arbeiten.

1 Aspekte wissenschaftlicher Zitation⁵

Den Zitationsvorgang lediglich als Sichtbarkeitsindikator von Forschungsleistungen zu begreifen, zeugt von einer Ignoranz gegenüber tatsächlicher wissenschaftlicher Praxis. Zitation ist nämlich nicht ausschließlich als eine performative Strategie aufzufassen, durch die ein Forscher Wettbewerbsvorteile im Sprachspiel Wissenschaft zu erlangen sucht, sondern ganz wesentlich epistemische Aktivität selbst: Zitate dokumentieren Einfluss nicht nur, sondern sie vernetzen Forschung erst; Zitationsverzeichnisse sind nicht allein Reputationsorgane, sondern sie erzeugen Traditionslinien und konsensuelle Paradigmata durch selektive Interpretation einschlägiger Forschungsergebnisse; schließlich stehen Zitate als hochverdichtete Metaphern für ganze Denkstile und Diskurse – sie vereinfachen damit die Kommunikation zu einem bestimmten Sachverhalt und laden sie gleichzeitig semantisch auf. Zitathaftes Verweise sind daher nicht einfach nur zu verstehen als „die empirischen Stützen für die Geschichten, die einer erzählt“ (GRAFTON 1995, S. 7);

sie sind vielmehr als ein Instrument aufzufassen, das selbst Sinn und Erkenntnis generiert. Bezüglich ihrer kognitiven Funktion unterscheiden sich wissenschaftliche Zitate folglich auch nicht wesentlich von künstlerischen, die in der Regel dazu dienen, einen Text mit Sinn aufzuladen.

Anders als für die Analyse wissenschaftlicher Publizistik stellt die Zitation jedoch für das Verständnis von poetischen und fiktionalen Texten von jeher eine Herausforderung dar. Obgleich die Ambiguität des literarischen Zitats im Vergleich zum wissenschaftlichen ungleich höher ist, lassen sich dennoch viele Phänomene des szientifischen Verweises hieran illustrieren. In gewisser Weise kann man das wissenschaftliche Zitat sogar als eine stark vereinfachte und zudem noch relativ junge Existenzform des ästhetischen Verweises begreifen.

1.1 Kognitive Funktionen von Zitation

Seit Menschen ihre Daseinsbewältigung überhaupt reflexiv verifizierend dokumentieren, zählt das Zitat zu den bevorzugten kulturellen Symbolisierungstechniken. Dabei differenzierte sich die Entlehnung fremden geistigen Eigentums u.a. über das Cento, die Collage, das Florilegium, die Montage, das Motto oder das Testimonium sogar zu eigenständigen literarischen Verfahren und Gattungen aus. Dennoch blieben die tatsächliche Funktionsweise und die Wirkung des Zitationsvorganges selbst weitgehend ungeklärt.⁶ Als problematisch für die Analyse (gerade künstlerischer Texte) erwies sich insbesondere der Status des übernommenen Materials, weil es seine ursprüngliche inhaltliche Bedeutung trotz der Herauslösung aus seinem Kontext i.d.R. beibehält, dem Aufnahmetext aber einen zusätzlichen Sinn verleiht. Neben der Bedingung wörtlicher Übereinstimmung von entlehnter Sentenz und Vorlage, neben der Forderung nach Indizierung der Übernahme durch spezielle Signale (Anführungszeichen, Schrifttype etc.), neben der Notwendigkeit des Ausweisens der verwendeten Quelle, zählt deshalb die doppelte Codierung der reproduzierten Textteile zu den Charakteristika der Zitation (vgl. SIMON 1984, S. 1052): Das Zitat erzeugt in seiner neuen Textumgebung aber nicht nur deshalb einen Bedeutungsüberschuss, weil es den Ausgangstext für die je aktuelle Nutzung funktionalisiert, sondern weil die doppelte Codierung der betreffenden Sentenz prinzipiell sowohl eine semantische Unbestimmtheit zur Folge hat, wie sie zudem auch eine referentielle Spannung produziert, die grundsätzlich mehr als nur zwei Lesarten – die alte und die neue Bedeutung – zulässt (vgl. ebd.).

Diese an sich triviale Beobachtung der Überlagerung von Textebenen im Zitat, die einem künstlerischen Werk die gewünschte genuine Aussagekraft verleiht, versucht die wissenschaftliche Zitation freilich gerade auszuschließen: Szientifische Kommunikation soll der Wahrheit verpflichtet sein. Die erläuterten Sachverhalte sollen klar, einfach und zweifelsfrei artikuliert werden. Demzufolge intendiert der wissenschaftliche Verweis i.d.R. – im Gegensatz zu seiner ästhetischen Entsprechung –, Unbestimmtheit und referentielle Spannung gerade zu vermeiden und stattdessen die eineindeutig abgebildete Aussage des Ursprungstextes mit dem Argument des Aufnahmetextes zur Deckung zu bringen.

Allerdings greift die Annahme zu kurz, dass der Aussagegehalt von Verweis und vorgebrachtem Argument in wissenschaftlicher Zitation identisch ist. Allein durch den Verzicht auf ihren Ursprungskontext sind Zitate immer arrangiert und auf die intendierte

Aussage hin abgestimmt: Sie beglaubigen daher auch nicht, sondern suggerieren die Schlüssigkeit der Problembearbeitung und die Solidität der vorgetragenen These nur. Weil die Belege zudem selbst fragwürdig sind, dient das Zitat allenfalls als Indiz (vgl. SZONDI 1978, S. 274). In diesem Sinne beweisen Wissenschaftszitate auch nicht (zumal in den Geistes- und Sozialwissenschaften!), sondern zeigen nur an, dass ein anderer Forscher bereits zum betreffenden Problem gearbeitet hat, zu ähnlichen (bzw. anderen) Ergebnissen gelangt ist oder ähnliche (bzw. andere) Behauptungen aufgestellt hat. Mehr noch: Verweise können sogar als Metaphern fungieren, die die letztlich gescheute konfrontative Auseinandersetzung mit dem bearbeiteten Problem überdecken. Nicht selten nämlich greifen Autoren auf Zitate genau dann zurück, wenn ihre eigenen eklektischen Befunde stimmig gemacht oder an laufende Diskussionen angeschlossen werden sollen. Zitate überbrücken dann Leerstellen der Argumentation. Ausgehend hiervon kommt Zitaten daher auf der kognitiven Ebene der Wissensproduktion die *strukturierende Funktion* zu, vagabundierendes Wissen eines Autors zu organisieren und noch unverbundene Ideen in bestehende Theorien und Paradigmen einzupassen.

Darüber hinaus stellen Zitate oft den Rahmen, in dem die argumentative Erörterung erfolgt. Sie verschränken disparate Aspekte des Argumentationsverlaufs, weisen auf die wesentlichen Fragen hin und können daher auch eine *deiktische Funktion* haben.

In diesem Zusammenhang erleichtern sie auch den Überblick über das bearbeitete Forschungsfeld. Zitate illustrieren den Stand der Diskussion, machen mit Lösungsoptionen und bestehenden Schulen vertraut, grenzen nichtrelevante Vorschläge aus und helfen dem Autor, die Bedeutung seines eigenen Forschungsbeitrages zu gewichten. Indem sie so als Embleme für Theorien und Denkstile stehen, erfüllen sie eine *integrative Funktion*. Als deren Spezialfall darf das Selbstzitat angesehen werden, das unter sozialen Aspekten lediglich als eitle Überhöhung der eigenen wissenschaftlichen Leistung eines Autors gewürdigt wird. Unter kognitiven Gesichtspunkten erfüllt es demgegenüber die Funktion, die eigene Theorie- und Idee-Genese, das spezifische Forschungs- und Methodenprofil zu dokumentieren und individuelle Lösungsoptionen für bestehende Probleme und offene Fragen zu rechtfertigen.

Wenngleich der *strukturierenden Funktion* an der Forschungsfront wohl die größte Bedeutung zukommt, überlagern sich freilich diese kognitiven Wirkungen im Prozess der alltäglichen Wissensproduktion und sind zudem wohl kaum unabhängig von den sozialen Phänomenen der Zitation zu sehen. Der Einfluss der hier identifizierten Funktionen beim Modellieren eines spezifischen Forschungsbeitrages ist oft sogar so stark, dass einem Autor der Blick für das Eigene und das Fremde abhanden kommt. Der Forscher habitualisiert die über Zitate aus dem einschlägigen Diskursfeld adaptierten Ideen und Theorietorsi dann so intensiv, dass er ihre tatsächliche Herkunft schließlich verdrängt und das Resultat seiner Arbeit einzig als Folge eigener innovativer Einsicht behandelt. Dieser Vorgang ist sogar als Normalentwicklung wissenschaftlichen Fortschritts anzusehen: Im Zuge der Modifikation und Exaktifizierung des Vorverständnisses eines wissenschaftlichen Problems und als Folge der Ersetzung empirischer Befunde durch idealisierte Begriffe wird der spezifische Beitrag nämlich meist auf eine zentrale These hin enggeführt und deren Voraussetzungen – wie komplex diese auch immer sein mögen – auf wenige Schlagwörter und methodische Instrumente verkürzt und verdichtet.⁷

Hieraus erklärt sich auch, wie bestimmte Erkenntnisse vermittels der Zitation zu so genannten *blackboxes* im Wissenschaftshandeln mutieren: Die Veranschaulichungskraft und Plausibilität bestimmter Ideen und Theorieentwürfe sind zunächst so stark, dass sie

von einem Großteil der *community* übernommen werden und als *catch words* Eingang auch in die Forschungsergebnisse der Kommunikationspartner finden. In dieser ersten Konjunkturphase einer neuen Erkenntnis wird der sie transportierende Begriff als vage und noch immer formbare Repräsentation des Neuen angesehen. Die komplexen und z.T. disjunkten Modelle und Theorieteile, die das Lemma eint, sind den Verwendern allerdings noch immer gegenwärtig. Später – und vor allem über die nächste Forschergeneration – verfestigen sich solche Lemmata aber zu unhinterfragten Tatsachen und Fakta, die kritiklose Akzeptanz finden, beständig weiter zitiert werden und als unwiderlegbar gelten, ohne dass ihr Zutreffen erneut geprüft worden wäre. Ein illustratives Beispiel hierfür ist etwa der von Thomas S. KUHN geprägte Begriff des Paradigmas, der einerseits zwar für ein anspruchsvolles Modell zur Erklärung des Fortschritts „normaler Wissenschaft“ steht (vgl. KUHN 1976), innerhalb der antipositivistischen und soziologisch fundierten Methodenfokussierung neuerer Wissenschaftsforschung aber zum eindimensionalen Etikett verkümmerte, das die von KUHN selbst in fast zwei Dutzend Varianten vorgestellte Bedeutungsvielfalt überdeckt (vgl. FELT/NOWOTNY/TASCHWER 1995, S. 126).⁸ Hiermit sind nun aber bereits formale und soziale Aspekte der Zitation angesprochen.

1.2 Soziale Funktionen von Zitation

Während kognitive Aspekte der Zitation zum angestammten Untersuchungsgebiet traditioneller Wissenschaftstheorie gehören, ihre Analyse innerhalb methodologischer und erkenntnistheoretischer Forschung aber bisher kaum eine Rolle spielte, avancierten soziale Implikate des Verweisvorgangs hingegen zum bevorzugten Studienfeld empirischer Wissenschaftsforschung und -soziologie. Der Professionalität, mit der letztere immer neue und immer effektivere biblio- und szientometrische Methoden und Verfahren entwickelten (und entwickeln), steht jedoch eine Voraussetzungslosigkeit der Annäherung gegenüber, die in einer Ignoranz in Bezug auf die Dimension der Wissenserzeugung textueller Vernetzung gründet. Die Fokussierung auf die sozialen Funktionen der Zitation hat allerdings erstaunliche Effekte zutage gefördert, die nicht nur zur Akzeptanz der These vom Zitat als dem prototypischen Indikator für die Güte und Qualität von Forschungsleistungen geführt hat, sondern eine regelrechte Evaluationsindustrie begründen half (vgl. u.a. COLE/COLE 1972; MACROBERTS/MACROBERTS 1987; MACROBERTS/MACROBERTS 1988).

Hintergrund dieser Entwicklung ist die sich mit der Aufklärung herausbildende und über das deutsche Universitätssystem im 19. Jahrhundert manifestierende Konvention wissenschaftlicher Kommunikation, den Aneignungsvorgang fremder Ideen im Textapparat zu dokumentieren (vgl. GRAFTON 1995, S. 33 und S. 223). Der idealerweise in die Fußnote verlagerte und musterhaft vereinheitlichte Beleg diente daher zunächst dazu, die Herkunft des bearbeiteten Materials und aller sonstigen Quellen aufzulisten. Gleichzeitig bestätigen die im Anmerkungsapparat untergebrachten Quellensammlungen seither aber, dass der Autor auch ein ausgewiesener Fachmann für die Problembearbeitung ist, der die zur Problemlösung erforderlichen methodischen Instrumente beherrscht sowie alle dazu einschlägigen Quellen gesichtet hat. Darüber hinaus belegen die bibliografischen Hinweise auf verwendetes Material aber, dass ihre spezifische Sinngebung und Konstruktion durch den Autor im Rahmen des sekundären Diskurses, zu dem seine Leistung beiträgt, auch plausibel ist. Verweise regeln somit nicht allein nur die für die Pragmatik des Wissenschaftshandelns notwendigen Eigentumsansprüche von Forschern an geistigen Pro-

dukten (vgl. DE SOLLA PRICE 1974, S. 81), sondern liefern gleichzeitig ein Abbild des Forschungsbiotops zum betreffenden Problem: Wenn über das Zitationssample eines einzelnen wissenschaftlichen Beitrages daher Exponenten vorbildlicher oder fehlgeleiteter Problembearbeitung sichtbar werden, wenn sich hierdurch Kommunikationsnetzwerke rekonstruieren lassen und zudem ablesbar wird, welche der aufgelisteten Arbeiten den größten Einfluss auf den diskutierten Forschungszusammenhang haben, dann muss erst recht die quantifizierbare Summe aller Artikel zum Problem – so die Annahme der Szientometrie – eine numerisch hierarchisierbare Karte des Forschungsfeldes ergeben, in der sich die Qualität (i.e. Solidität), die Bedeutsamkeit (i.e. Innovationspotenzial und Exzellenz) sowie der *impact* (i.e. Einfluss und Wirkungspotenzial) jeder einzelnen Forschungsleistung präzise verorten lassen: Der konkrete Nutzen einer Arbeit – so die zusammenfassende These – entspricht somit ihrem Gebrauch in der *scientific community* und ist daher über die Häufigkeit ihrer Zitation messbar (vgl. DE SOLLA PRICE 1974, S. 89).

Weil die ausgehend von dieser Vermutung seit den 1920er-Jahren thematisierten Fragen nach der sozialen Dimension der Zitation allerdings kaum epistemologisch motiviert waren und stattdessen vorrangig auf Effektivierungs- und Steuerungseffekte von Wissenschaftsaktivitäten abzielten (vgl. etwa LOTKA 1926), provozierte die Wahrnehmungsverchiebung der Zitation vom Beleg zum Indikator auch keine Debatte um kognitive Aspekte des Verweisesvorgangs, sondern nahm vielmehr Diskussionen vorweg, die später dann – unter der ernüchternden Rezessionserfahrung wissenschaftlichen Wachstums – wissenschaftspolitisch relevant wurden und aktuell gerade den weichen Disziplinen der *Social Sciences* und *Humanities* einen prekären Rechtfertigungszwang aufnötigen.

Forciert wurde die an marktwirtschaftlichen Parametern orientierte Evaluation wissenschaftlicher Leistung qua Zitat insbesondere durch die Beiträge der jüngeren Wissenschaftssoziologie: Robert MERTON etwa versteht szientifisches Handeln als spezifische Aktivität zur Akkumulation sozialer Anerkennung (vgl. MERTON 1973) und beschränkt den Sinn des Verweises in diesem Zusammenhang auf die Dimension der Zuweisung von Reputation. Nach dieser Deutung erlangt das Zitat den Status eines symbolischen Äquivalents für eine paradoxe, sozial motivierte Tauschhandlung: Der einzelne Forscher gibt mit der Veröffentlichung zwar geistiges Eigentum preis, das fortan frei in der *community* zirkulieren kann. Er darf allerdings damit rechnen, hierfür auch entlohnt zu werden. Die Währung für die Akzeptanz des Beitrages ist das Zitat: Die ausgewiesene Nutzung der Leistung durch den disziplinären Kollegen wird als direkter Beleg der Anerkennung verstanden – der Verweis wird zum so genannten *pellet of peer recognition* (MERTON 1988, S. 620-623; vgl. auch MERTON 1968): In dem Maße nun, in dem einem Forscher *pellets* zugesprochen werden, steigt auch sein sozialer Status.

Wird das Zitat nach MERTONS Ansatz noch als kommunikative Variable angesehen, über die wissenschaftlicher Beitrag und gesellschaftliches Ansehen eines Forschers vermittelt werden, steht es in den Zitationsindizes nur noch für die Güte der Leistung selbst (vgl. GARFIELD 1979). Die Verzeichnisse des ISI und andere Datenbanken stellen daher die institutionalisierte und technologisch perfektionierte, organisatorische Entfaltung der Idee der Reputationszuweisung dar. Mit den Indizes werden so schließlich Tatsachen über wissenschaftliche Leistungen geschaffen, die der Realität nur noch bedingt entsprechen: Allerdings können Verweise kein direkter Qualitätsindikator sein, sondern allenfalls Belege für die Sichtbarkeit der zitierten Publikation. Sie bieten daher „keine Bewertung im methodologischen Sinne, sondern lediglich Informationen über Wahrnehmungen anderer Wissenschaftler“ (HORNBOSTEL 2001, S. 37).⁹

Die Fiktion einer Qualitätseinschätzung wissenschaftlicher Leistung durch quantitative Zitationsanalyse, die vereinseitigende Monopolisierung dieses Analyseansatzes innerhalb der empirischen Wissenschaftsforschung und deren Desinteresse an kognitiven Aspekten der Zitation verhinderten bisher eine profunde Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Vernetzung szientifischer Texte und verstellten den Blick auf die Rahmenbedingungen einer umfassenden Theorie des wissenschaftlichen Zitats.

2 Zur Analyse wissenschaftlicher Zitate

Das größte Problem für eine angemessene, verallgemeinerbare Theorie der Analyse wissenschaftlicher Zitation stellen die gegensätzlichen Funktionen eines Verweises dar. Offensichtlich haben Zitationsanalytiker daher wohl – abhängig davon, welchen Forschungsmilieus sie entstammen und welche methodischen Ansätze sie präferieren – vollkommen unvereinbare Vorstellungen von dem Gegenstand, den sie bearbeiten. Entsprechend unterschiedlich sind auch die Konzepte, die unter dem Begriff Zitat firmieren, entsprechend verschieden die Fragen an den Gegenstand, entsprechend heterogen die Antworten.

Ist es nun überhaupt möglich, diese beiden Konzepte – die Zitation einerseits als Strategie zur Wissensproduktion zu verstehen, sie auf der anderen Seite aber als Indiz gelingender Inszenierung wissenschaftlicher Leistung zu begreifen – miteinander zu verbinden und zu einem aussagefähigen Leistungsindikator wissenschaftlicher Aktivität auszubauen?

Eine mögliche Lösung dieses Problems besteht darin, von der Unterscheidung in kognitive und soziale Funktionen des Verweisvorganges zunächst abzusehen, stattdessen die Motive des Forschers in den Mittelpunkt zu rücken und die Bedeutung eines Zitates für dessen *Selbstbeschreibung*, dessen *Selbstbild* und *Selbststilisierung* zu analysieren (vgl. HORNBOSTEL 1997, S. 283; grundlegend zum Selbstbild: vgl. KROHN/KÜPPERS 1989, S. 28-65).

Auf der symbolischen Ebene objektiver gesellschaftlicher Konventionen bezeichnet das Zitat dann – wie oben ausführlich geschildert – die Anerkennung bereits kanonisierter Beiträge eines Forschungsfeldes. Auf der Ebene der Identifikation des Wissenschaftlers mit einer Forschergemeinschaft und der Aufrechterhaltung ihrer Standards kommen die strukturierenden, integrativen und deiktischen Effekte der Zitation zum Tragen. Verweise ordnen hier das zu bearbeitende Territorium, während sie auf der Performanzebene der konkreten Gestaltung eines wissenschaftlichen Beitrages schließlich als kosmetische Strategien funktionalisiert werden, die helfen, der spezifischen Leistung Nachdrücklichkeit zu verleihen, die Wahrnehmung des Beitrages zu garantieren und den Durchsetzungserfolg gegenüber anderen zu gewährleisten. Die Absicht dieses systemtheoretischen Ansatzes ist es, deutlich zu machen, dass Zitate auf jeder Ebene anders instrumentalisiert werden und je unterschiedliche Wirkungen entfalten. Obgleich diese Deutung im Kern zutrifft, liefert sie aber nur Momentaufnahmen der Funktionen des Zitates in den verschiedenen Handlungs- und Motivkontexten.

Demgegenüber ist Zitation wohl gerade aber als ein prozessuales Kalkül zu sehen, das diese Ebenen miteinander verschränkt und insbesondere an den Schnittstellen von Selbstbeschreibung, Selbstbild und Selbststilisierung aktiviert wird: Bei der Genese einer Idee,

ihrer Anpassung an disziplinäre Konventionen und der Optimierung ihres Gebrauchswertes in der Publikation selbst verbinden sich daher in der hierfür genutzten Zitation jeweils Wissenserzeugung und Zuschneidung der Leistung auf die potenziellen Kommunikationspartner. Das Zitat ist daher vorrangig als eine Bearbeitungstechnik anzusehen, in der die sozialen und kognitiven Funktionen wissenschaftlicher Tätigkeit zur Deckung gebracht werden: Wenn jeder Verweis auf eine Quelle oder eine vorhergehende Leistung nun immer auch der sozialen Vernetzung des Forschungsterritoriums dient, wenn zitationelle Wissensgenerierung immer auch Reputationszuweisung ist, dann misst die Auszählung von Zitationshäufigkeiten nicht nur die Zuteilung von *pellets of recognition*, sondern verzeichnet zugleich immer auch Inszenierungsversuche und Fälle vorgeblich erfolgreicher Performanz eigener Leistung: Sie ermittelt zugleich die Anzahl von Kreuzungspunkten individueller *Œuvre*, sie quantifiziert zugleich *pellets of understanding* und listet zugleich die Menge konkreter Zurichtungsbemühungen von Erkenntnis.

Man kann gegen diese Deutung vorbringen, dass Zitationszählung damit buchstäblich alles und nichts messe. Eine solche Kritik übersieht aber, dass die quantifizierende Verweisanalyse neben der Wahrnehmung von Publikationen daher sehr wohl der Darstellung des Zustandes von Forschungslandschaften dienen kann. Allerdings nötigen die eindimensional quantifizierten Daten zur kognitiven Funktion des Verweisvorganges zu viel komplexeren Interpretationsalgorithmen als bisher entwickelt. Auf der anderen Seite ist dieser Befund aber überraschend, weil er nahe legt, dass Zitation – entgegen bisher vorgebrachter Vorbehalte – daher sehr wohl ein Indikator zur Bewertung epistemischer Aspekte des Forschungshandelns selbst sein kann.

Ausgehend hiervon muss demnach – erstens – *Zitationsdichte* (über die bloß quantitative Erfassung von Reputationszuteilung hinaus) als *Indiz für den Ausdifferenzierungsgrad spezifischer Forschungszusammenhänge* gesehen werden – und offenkundige Zitationshäufigkeiten somit als indizierte heuristische Ballungszentren von Forschungslandschaften. Mit einer derartigen Aufwertung des kognitiven Aussagewertes intertextueller Relationen gewinnen aber das einzelne Zitat und das Vermögen eines Forschers, fremdes Material für den eigenen Erkenntnisgewinn zu nutzen, an Bedeutung. Aufbauend auf diesen Befund soll der vorliegende Beitrag – zweitens – daher als Votum für die *zitationelle Einzelfallanalyse* verstanden werden: Die verschiedenen Varianten intertextueller Relationen können nämlich wie kein anderer Textbestandteil belegen, wie es einem Autor gelingt, den eigenen Beitrag zu modellieren und semantisch aufzuladen! Vor diesem Hintergrund belegen die verschiedenen Varianten der Zitation daher als direkte Indikatoren die Güte einzelner wissenschaftlicher Leistungen!

Der erste Vorschlag legitimiert somit zwar die bisher üblichen Verfahren zur Erfassung von Zitationshäufigkeiten, plädiert aber für eine Perspektivverschiebung im Umgang mit den Daten und legt den konsequenten Ausbau dieses Evaluationsinstruments zur mehrdimensionalen Cozitationsanalyse nahe.¹⁰

Auch das zweite Votum baut auf den tradierten quantitativen Prozeduren auf, will die Indizes aber nicht in der üblichen Weise nutzen, um die kleine Anzahl so genannter Spitzenforscher zu ermitteln, deren Artikel die meisten Verweise erzeugen,¹¹ sondern soll diejenigen erfassen, denen es gelingt, mit Hilfe von Zitation Forschungsfronten auszuweiten. Mit diesem Vorgehen ist andererseits daher auch nicht die Intention verknüpft, diejenigen Forscher zu identifizieren, die am häufigsten zitieren, sondern die sich der fremden Leistung am geschicktesten bedienen, um das eigene Forschungsgebiet auszufertigen. Damit ist aber keineswegs die Pervertierung der Idee der Reputationszuwei-

sung gemeint, welche die beste Performanz und größte Sichtbarkeit jeder beliebigen Leistung intendiert, sondern das Vermögen eines Forschers, eigene Idee und vorliegende Lösungsversuche wissenschaftlicher Fragestellungen optimal zu verbinden, intertextuell zu verankern, im Rahmen der Wirkungsabsicht zu funktionalisieren und als einen für andere Angebote offenen Dialog von Eigenem und Fremden zu präsentieren, der neue Erkenntnisse für das jeweilige Forschungsgebiet garantiert.¹²

Dieser Ansatz läuft im Grunde auf die Analyse des jeweiligen Verhältnisses von Text, Zitat und Bezugstext hinaus sowie dessen konkreter Entfaltung im Personalstil eines wissenschaftlichen Autors.¹³ Er gründet in der Beobachtung, dass zitathaft arbeitende Forscher fremdes Material entweder integrieren, weil es vorbildlich ist und daher vorgestellt werden muss (bei diesem illustrativen Typ der Zitathaftigkeit stellt sich der Autor in den Dienst der Sache) oder aber er versucht, eigene Ideen in Abgrenzung von bzw. aufbauend auf das Ausgangsmaterial zu entwickeln (in dieser illuminativen Variante werden die Bezugstexte funktionalisiert und dialogisch über Zitate in den aktuellen Text integriert). Welche dieser beiden Optionen gewählt wird, ist eine grundsätzliche Entscheidung, die von der Position des Autors und dem innovativen Potenzial seines Beitrages abhängt. Konkrete Arbeit an der Forschungsfront erfolgt aber überwiegend über die illuminative Form. Sicher kann auch die imitierende Präsentation fremder Leistung neue Erkenntnis generieren. Im Regelfall aber ist die interpretierende Leistung des Präsentators dann schon so intensiv, dass es zu jener dialogischen Spannung von eigenem Beitrag und Bezugstext kommt, die bereits dem illuminativen Typ entspricht.

Die konkrete Einzelfallanalyse zur grundlegenden Funktion von Zitation ist komplex und aufwendig: Auf die vorbereitende Recherche zum Bearbeitungsgrad der integrierten Zitate¹⁴ muss nämlich eine detaillierte Beschreibung ihres semantischen, syntaktischen und pragmatischen Status folgen.¹⁵

Insgesamt zielt eine solche Analyse darauf, die bisher nur begrenzt aussagefähigen Daten zur Dokumentation erfolgreicher Inszenierung wissenschaftlicher Leistungen durch Befunde zum epistemischen Status der Zitation zu ergänzen und miteinander zu verbinden.

Ein solcher Ansatz würdigt dann auch die der quantitativen Zitationsanalyse unzugänglichen Phänomene des Verweisvorganges wie etwa den unterschiedlichen Status von Primär- und Sekundärtextzitationen, die unterschiedlichen Funktionen von wörtlicher Übernahme ganzer Passagen, der Quellenreferenz oder des Beleges, die gegensätzlichen Verweisarten der Fachmilieus und Wissenschaftskulturen, die Bedeutung der Selbstzitation oder die generelle Notwendigkeit intertextueller Vernetzung bei der Arbeit an der Forschungsfront und im Prozess des Ausdifferenzierens szientifischer Territorien.

Als ein Leistungsindikator kann ein solches Verfahren der Zitationserhebung dann herangezogen werden, wenn es nicht wie bisher zur Hierarchisierung von Forschungslandschaften dienen soll. Die semantisch fokussierte Zitationsanalyse eignet sich auch nur bedingt zum Vergleich individueller wissenschaftlicher Leistungen – wohl hilft sie aber bei der Identifizierung ‚guter‘ Forschung!

Deutlich wird zudem, dass ein solches Analyseverfahren kaum standardisierbar sein wird. Zur Erhebung der Daten – und mehr noch zu ihrer Interpretation – ist nach wie vor nur der kompetente Kollege in der Lage. In diesem Sinne ist die Zitationsanalyse allenfalls als präziser abgestimmtes Instrument des *peer review* zu verstehen, nicht aber als dessen Ersetzung.¹⁶ Der ebenbürtige Experte bleibt das Maß für die Einschätzung der Qualität wissenschaftlicher Leistung!

3 Zitationsanalyse in der Erziehungswissenschaft

Hier stellt sich nun die Frage nach dem Nutzen des vorgeschlagenen Evaluationsinstrumentes für erziehungswissenschaftliche Forschungszusammenhänge.

Berücksichtigen sollte man in diesem Zusammenhang zunächst, dass sich die deutsche Universitätspädagogik trotz ihres dominant geisteswissenschaftlichen Erbes stets nur eingeschränkt als Buchwissenschaft verstand. Entsprechend nachlässig ging sie auch mit ihren kanonischen Texten um, entsprechend unzureichend blieb der Dokumentationsstand dieser Tradition in kritischen Ausgaben, entsprechend unterentwickelt auch ihre Zitationskultur. Erst Ende der 1960er-Jahre fand die disziplinäre Kommunikation zu den Standards anderer Fachgebiete (vgl. KEINER 1999, S. 151; LENZEN/ROST 1998). Kompensiert wurde dieser späte Anschluss aber nicht etwa durch eine verstärkte Arbeit an der Tradition, sondern durch eine forcierte binnendisziplinäre Kommunikation der einzelnen Milieus und Forschungspopulationen: Der fachwissenschaftliche Austausch realisiert sich seither vorwiegend über wenige kleine, publikationsintensive Gruppen, deren Forschungsprodukte zudem auch vorrangig nur innerhalb dieser Kreise Wirkung entfalten. Aus heuristischer Perspektive stellt dies zunächst keinen Nachteil dar, wohl aber aus forschungsstrategischer und disziplinpolitischer: Forschungslandschaft wie Publikationskultur der Erziehungswissenschaft sind unübersichtlich und wenig transparent. Der Grund hierfür ist nicht allein nur in der zweifelhaften Herkunft der Disziplin und ihrer jahrzehntelangen Existenz als lediglich szientifisch getarnte „säkularisierte Dogmatik“ (vgl. TENORTH 1989, S. 109) zu suchen, sondern vor allem in dem Umstand, dass sie sich subdisziplinär aufgefächert hat wie kaum ein anderer fachwissenschaftlicher Bereich.

Abträglich ist dieser Befund zur eigentümlichen disziplinären Kommunikation allerdings für die Erhebung ihres Publikationsverhaltens und die Rekonstruktion ihrer Kommunikationsnetzwerke. Verlässliche Daten sind auf Grund der prekären Ausgangslage nämlich kaum zu eruieren, Datenbanken ungenau, Bibliografien lückenhaft.¹⁷ Die einzigen bisher vorgenommenen Versuche, die Publikationslandschaft zu erfassen und zur Darstellung der Disziplinentwicklung bzw. des Forschungsstandes zu nutzen (vgl. BAUMERT/ROEDER 1990; KEINER 1999), mussten daher eklektisch bleiben, den Untersuchungsgegenstand notgedrungen einschränken oder konnten zitationsanalytische Instrumente nur zur Stichprobenerhebung einsetzen. Auch die Herausgeber des *Datenreport Erziehungswissenschaft* (vgl. OTTO u.a. 2000) verzichteten in Ermangelung sauberer Datenaggregation auf die Erfassung der Zitationsgewohnheiten und erschlossen die Forschungsentwicklung des Faches über andere Indikatoren als das Zitat.

An diesem Zustand wird sich auf absehbare Zeit nichts ändern, wenn die Disziplin ihre Bemühungen nicht intensiviert, ihre Forschungsergebnisse zu dokumentieren und größere Rezipientengemeinschaften anzusprechen. Ein erster Schritt hierzu ist die Ergänzung und Erweiterung des Fachinformationssystems Bildung (FIS Bildung), das neben der allgemeinen Recherche über bestimmte Stichworte auch verknüpfende Zugriffe ermöglichen muss sowie mehr und umfangreichere Bibliografien miteinander vernetzen sollte.¹⁸ Dazu ist aber ein größerer Stab zuarbeitender Experten vonnöten, die ihrerseits die von ihnen betreuten Datenbanken stets aktualisieren und pflegen müssen.

Dieser Befund macht deutlich, dass auch innerhalb der Erziehungswissenschaft Expertenurteile der Maßstab der Forschungsevaluation bleiben werden und standardisierten Indikatoren im Bewertungsprozess allenfalls eine ergänzende Funktion zukommt.

Der Idealfall der Forschungsbewertung wäre eine ständige Arbeitsgruppe aus gewählten *peers* aller erziehungswissenschaftlichen Forschungsbereiche, die regelmäßig einschlägige Daten zugänglich machte und Forschungsaktivitäten dokumentierte. Dieses Gremium müsste allerdings transparenter arbeiten als das Gutachtersystem der DFG und umfangreicheres Material sichten als die Arbeitsgruppe *Datenreport*. Dieses Material ermöglichte dann auch die Zusammenstellung umfassender Indizes der erziehungswissenschaftlichen Arbeitsgebiete.

Auf diesen Datensatz könnte dann auch das oben vorgeschlagene qualitative Analyseverfahren zum zitathaft verankerten Forschungshandeln aufbauen, um insbesondere auch Aussagen über die Qualität und den epistemischen Wert der Forschungsaktivitäten jener noch gut 25% (vgl. OTTO u.a. 2000, S. 124) der bundesdeutschen Erziehungswissenschaftler zu erlangen, die trotz empirisch-sozialwissenschaftlicher Wende der Disziplin vorwiegend historisch hermeneutische Einzelforschungsprojekte betreiben.

Die Erarbeitung aussagekräftiger Indizes wie die Orientierung auf die zitationelle Einzelfallanalyse hätten aber eine größere Sichtbarkeit der Ergebnisse erziehungswissenschaftlicher Forschung insgesamt zur Folge, eine erhöhte Nutzung dieser Ergebnisse durch Zitation, was auch dem Erkenntnisfortschritt der Disziplin, der Ausdifferenzierung der Forschungsterritorien und der Vernetzung des erziehungswissenschaftlichen Kommunikationsraumes diene. Dies garantierte schließlich eine allgemein- wie wissenschaftsöffentliche Wahrnehmung der Disziplin, die ein Ausgleich für die Nichtexistenz bundesdeutscher Erziehungswissenschaft in den amerikanischen Datenbanken sein könnte.

Anmerkungen

- 1 Der Essay geht auf einen Vortrag zurück, den ich auf der Herbsttagung 2002 der Kommission Wissenschaftsforschung der DGfE: "Wo steht die Disziplin? Erziehungswissenschaft als Gegenstand der Wissenschaftsforschung" in Flensburg zur Diskussion gestellt habe. Ich danke Friedrich ROST und Edwin KEINER für offene Kritik und vielfältige Anregungen.
- 2 Verzeichnet sind folgende Zeitschriften und Jahrbücher: *Archiv für Geschichte der Philosophie*, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, *Hegel-Studien*, *Kant-Studien*, *Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie*, *Philosophische Rundschau*, *Philosophisches Jahrbuch*, *Studia Leibnitiana*, *Zeitschrift für Philosophische Forschung* (vgl. neben den Print-Versionen: SSCI 1987ff. den aktuellen Index unter der URL: <http://www.isinet.com/isi/journals/index.html>).
- 3 Neben der *Zeitschrift für Soziologie* sind das *Berliner Journal für Soziologie* sowie die *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* vertreten.
- 4 Vgl. etwa das vom *Institute of Scientific Information* (ISI) seit 2001 angebotene Portal: *ISI Highly-Cited.comSM*, das sogar Kontakte vermittelt: „to the world's most cited and influential scientific authors“ (vgl. URL: <http://www.isinet.com/isi/about/timeline.html> Download-Datum: 24.4.2003).
- 5 Zitation wird hier ganz allgemein als der Vorgang intertextueller Bezugnahme verstanden, als eine Beziehung zwischen Texten, die sich über das Prinzip der Ähnlichkeit und Äquivalenz realisiert. Der Begriff Zitat fungiert hier daher zunächst nur als ein Sammelbegriff für alle Varianten und Funktionen intertextueller Relation, die von der wörtlichen Übernahme ganzer Passagen eines Ursprungstextes über die Referenz, den Beleg und Verweis bis hin zur Anspielung, Reminiszenz und Entlehnung reicht. Die Präzisierung der Begriffe erfolgt weiter unten im Rahmen der Vorschläge zu einer Theorie wissenschaftlicher Zitate und ihrer Anwendung im erziehungswissenschaftlichen Forschungsfeld.
- 6 Obgleich die Notwendigkeit einer solchen Theorie beständig artikuliert worden ist (vgl. u.a. NEUMANN 1982; ausführlich zur Zitationsforschung vgl. BRACHMANN 1999, S. 15-43).
- 7 Diese Behauptung ließe sich dezidiert nur über Laborstudien belegen, die insbesondere in den traditionell einzelforschungsorientierten Geistes- und Sozialwissenschaften noch immer schwer durch-

- föhrbar sind, weshalb die Pröfung dieser zugegebenermaßen psychologisierenden Vermutung der Selbstbeobachtung des Lesers anheim gestellt wird.
- 8 Durch die Exegeten wird dieses Phänomen im übrigen noch verschärft, was KUHN selbst dazu veranlasste, auf den Begriff zu verzichten, da er nicht auch noch alle Interpretationen und Verwendungsweisen des Begriffs *Paradigma* verantworten könne (vgl. KUHN 1995).
 - 9 Dieses Phänomen kann durch unzählige Beispiele belegt werden, eines der augenfälligsten, disziplinar einschlägigen ist die unerklärliche Wahrnehmungsdifferenz zwischen Philippe ARIÈS: *Geschichte der Kindheit* (1975) und George SNYDERS: *Die große Wende der Pädagogik* (1971). Während ARIÈS in fast jedem pädagogischen Proseminar Erwähnung findet, ist die im Vergleich dazu qualitativ keineswegs minderwertige Studie von SNYDERS nahezu unbekannt.
 - 10 Diese Forderung umfasst auch den Wunsch, die bisher diagnostizierten Schwachpunkte der eindimensionalen Verweiszählung (biased citing, self-citing, variations in citation rate etc.) genauer zu erfassen, die dort generierten Daten besser zu gewichten und die Indizes und Bibliografien zu aussagefähigeren Instrumenten auszubauen (zu den ‚Schwachpunkten‘ vgl. ausführlich MACROBERTS/MACROBERTS 1988).
 - 11 Über die Hierarchisierung einer spezifischen Kommunikationsgemeinschaft hinaus sind diese Listen unsinnig, weil sie nach LOTKAS und PARETOS Gesetz als einziges Ergebnis ohnehin immer nur eine Gleichverteilung von Produktivität belegen.
 - 12 Die kroatische Literaturwissenschaftlerin Dubravka ORAIĆ TOLIĆ hat dieses spezifische Stilprinzip an poetischen und fiktionalen Texten identifiziert und untersucht. Mir geht es im Folgenden darum, das *Zitathaftigkeit* genannte Phänomen (vgl. ORAIĆ TOLIĆ 1995, S. 29) als Produktionsprinzip auch wissenschaftlicher Texte zu fundieren und demzufolge als ein aussagefähiges Bewertungsinstrument einschlägiger wissenschaftlicher Leistungen zu etablieren.
 - 13 Zum vorgeschlagenen Analyseverfahren vgl. ORAIĆ TOLIĆ 1995.
 - 14 Nach der Art der zitationellen Signale, dem Grad der Übereinstimmung zwischen Zitat und Bezugstext, der Art des Bezugstextes selbst sowie der generellen semantischen Funktion der Zitate (vgl. ORAIĆ TOLIĆ 1995, S. 29-54). Hierdurch wird auch der Unterschied zwischen den verschiedenen Verweisarten wie citation, quotation und reference offensichtlich.
 - 15 Die *semantische Analyse* ermittelt die grundlegende Orientierung der Aussage (entweder am fremden Material, i.e. Imitation, oder der eigenen Idee, i.e. Polemik/Dialog); die *syntaktische*, ob ausgehend von der semantischen Orientierung kompositorische oder konstruktive Techniken genutzt werden; die *pragmatische*, ob der Rezipient oder der Autor selbst im Fokus der Orientierung steht, woraus schließlich die generelle Funktion der Zitation abzuleiten ist, ob die Repräsentation fremden Textes oder Präsentation des eigenen im Mittelpunkt stehen (vgl. ORAIĆ TOLIĆ 1995, S. 65-74). Veranschaulichen lässt sich dieses Analyseverfahren – um ein unverfängliches historisches Exempel aus dem Bereich der Pädagogik zu wählen – etwa anhand der eigentümlichen Rezeptionshaltung Friedrich SCHLEIERMACHERS zur thematischen Figur der „Aufopferung des Moments“ an einen zukünftigen zum Zwecke der Verwirklichung eines bestimmten Erziehungsziels (vgl. u.a. SCHLEIERMACHER 2000a, S. 220f., S. 316f.; SCHLEIERMACHER 2000b, S. 51f.). Dieser auf ROUSSEAU zurückgehende Topos findet sich erstmals im zweiten Buch des *Emile* (vgl. ROUSSEAU 1963, S. 184f.). ROUSSEAU argumentiert dort schlicht pragmatisch und utilitaristisch: Die Aufopferung sei zu verwerfen, weil „unerträgliches Joch“ wie „Galeerensträflingsfron“ der Zöglinge oft in Verstümmelung und im Tod endeten. SCHLEIERMACHER nimmt diesen Gedanken auf, pointiert ihn aber in Richtung einer Teleologie sittlichen Handelns: Auf die Aufopferung des Moments müsse man verzichten, weil sich die Menschen weder einander zum Mittel machen sollten, noch die Vorbereitung auf das spätere Agieren in den sittlichen Sphären aktuell unbefriedigend sein dürfe. Interessant ist der Modus der Bezugnahme auf das ROUSSEAU-Material: SCHLEIERMACHER indiziert es weder durch zitathafte Signale, noch stimmt es überhaupt in irgendeiner Weise wörtlich mit dem Ausgangstext überein. Die Art der Verwendung zeigt aber, wie er es für die eigenen Argumente funktionalisiert. Dabei wird der Aussagegehalt der ursprünglichen Sentenz nicht zerstört, sondern im Sinne der SCHLEIERMACHERschen Konzeption der *Entwicklung des Sittlichen zum höchsten Gut* bedeutungshaft aufgeladen (*dialogische Semantik*). Ausgehend von dieser Orientierung integriert er das fremde Material konstruktiv in die eigene Aussage (*dialogische Syntaktik* und *dynamische Pragmatik*) und lässt erkennen, dass es ihm nicht um die unkritische Vorstellung eines beispielhaften Gedankens geht, sondern um die Ausdifferenzierung einer theoretischen Konzeption und damit um die *Präsentation des Eigenen*. SCHLEIERMACHER ist an der Sache interessiert, nicht am Ursprungstext und seinem Autor. Er macht somit *illuminativ* Gebrauch von ROUSSEAUS Vorgaben und vertieft dessen nur anthropologische und hygienische Argumente.

Dass er den Bezugstext dabei nicht nennt und die Übernahme nicht kenntlich macht, ist zweitrangig. Wie die Bezugnahmen auf SCHWARZ, TRAPP, PESTALOZZI u.a. in Teilen des Werkes zeigen, ist diese spezifische Rezeptionshaltung aber typisch für SCHLEIERMACHER: Die *illuminative Verwendung* von Ausgangsmaterial ist bei diesem Autor zu einem habitualisierten und tiefgreifenden Arbeitsmodus geworden, der nicht unwesentlich zur Produktivität und Eigenständigkeit seiner Forschung beigetragen hat (zur Rezeption des konkreten Topos: vgl. BRACHMANN 2000a, S. 445 und S. 453 bzw. BRACHMANN 2000b, S. 418).

- 16 Dies war bei der klassischen Zitationserhebung in den Indizes übrigens nie anders, denn wer verteilt mit dem Zitat *pellets of recognition*, wenn nicht *peers* selbst? In diesem Sinne müssen Indizes und *peer*-Urteile eigentlich identisch sein. Allerdings sollte diese Korrespondenz nicht länger als ein Argument für den Aussagegehalt eindimensionaler Zitationszählung missverstanden werden. Statt dessen muss wohl aber dem Expertenurteil endlich der gebührende Rang unter den Forschungsindikatoren eingeräumt werden.
- 17 Zum Bestand einschlägiger Datenbanken, Bibliografien und Register der Disziplin: vgl. ROST 1994.
- 18 Der gravierendste Mangel dort ist die Unsichtbarkeit interdisziplinär arbeitender Forscher. Dieser Umstand weist auf das systematische Problem hin, dass Literaturlisten vom Zuschnitt des FIS Bildung oder ERIC i.d.R. nur den *mainstream* eines Forschungsfeldes erfassen und gerade an der Forschungsfront Arbeitende kaum verzeichnen (im Gegensatz zu dieser These: vgl. HORNOSTEL/KEINER 2002).

Literatur

- ARIÈS, P. (1975): Geschichte der Kindheit. – München.
- BAUMERT, J./ROEDER, P. M. (1990): Forschungsproduktivität und ihre institutionellen Bedingungen. In: Zeitschrift für Pädagogik, 36. Jg., S. 73-97.
- BRACHMANN, J. (1999): Enteignetes Material. Zitathaftigkeit und narrative Umsetzung in Ingeborg Bachmanns „Malina“. – Wiesbaden.
- BRACHMANN, J. (2000a): Kommentar. In: SCHLEIERMACHER, F. (2000a): Texte zur Pädagogik. Kommentierte Studienausgabe. Band I. – Frankfurt a. M., S. 381-496.
- BRACHMANN, J. (2000b): Kommentar. In: SCHLEIERMACHER, F. (2000b): Texte zur Pädagogik. Kommentierte Studienausgabe. Band II. – Frankfurt a. M., S. 405-467.
- COLE, J. R./COLE, S. (1972): The Ortega Hypothesis. In: Science, Vol. 178, pp. 368-375.
- COZZENS, S. E. (1989): What do Citations count? The Rhetoric-First Model. In: Scientometrics, Vol. 15, pp. 437-447.
- CRONIN, B. (1984): The Citation Process. The Role and Significance of Citations in Scientific Communication. – London.
- FELT, U./NOWOTNY, H./TASCHWER, K. (1995): Wissenschaftsforschung. Eine Einführung. – Frankfurt a. M.
- FLAUBERT, G. (1980): Bouvard und Pécuchet. – Berlin (Ost).
- FLECK, L. (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. – Frankfurt a. M.
- GARFIELD, E. (1979): Citation Indexing. Its Theory and Application in Science, Technology and Humanities. – New York.
- GRAFTON, A. (1995): Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote. – Berlin.
- HORNOSTEL, S. (1997): Wissenschaftsindikatoren. Bewertungen in der Wissenschaft. – Opladen.
- HORNOSTEL, S. (2001): Wissenschaftsindikatoren: Mittel zur Selbstbeobachtung oder Schiedsrichter im Verteilungskampf? In: KEINER, E. (Hrsg.): Evaluation (in) der Erziehungswissenschaft. – Weinheim, S. 23-42.
- HORNOSTEL, S./KEINER, E. (2002): Evaluation der Erziehungswissenschaft. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 5. Jg., S. 634-655.
- KEINER, E. (1999): Erziehungswissenschaft 1947-1990. Eine empirische und vergleichende Untersuchung zur kommunikativen Praxis einer Disziplin. – Weinheim.
- KIEL, E. (2001): Grundzüge wissenschaftlichen Zitierens gedruckter Publikationen. In: HUG, T. (Hrsg.): Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten. – Baltmannsweiler, S. 214-221.
- KROHN, W./KÜPPERS, G. (1989): Die Selbstorganisation der Wissenschaft. – Frankfurt a. M.
- KUHN, T. S. (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. – Frankfurt a. M.

- KUHN, T. S. (1995): Weltbilder der Wissenschaften. In: *Die Zeit*, Nr. 18 vom 28.4.1995, S. 42.
- LENZEN, D./ROST, F. (1998): Die neuere Fachsprache der Erziehungswissenschaft seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. In: HOFFMANN, L./KALVERKÄMPER, H./WIEGAND, H. E. (Hrsg.): *Fachsprachen/Languages for Special Purposes. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologie-wissenschaft*. 1. Halbband. – Berlin, S. 1313-1321.
- LOTKA, A. J. (1926): The Frequency Distribution of Scientific Productivity. In: *Journal of the Washing-ton Academy of Science*, Vol. 16, pp. 317-323.
- MACROBERTS, M. H./MACROBERTS, B. (1987): Testing the Ortega Hypothesis: Facts and artifacts: In: *Scientometrics*, Vol. 12, pp. 293-295.
- MACROBERTS, M. H./MACROBERTS, B. (1988): Problems of Citation Analysis. A Critical Review. In: *Journal of the American Society for Information Science*, Vol. 40, pp. 342-349.
- MERKENS, H./RAUSCHENBACH, T./WEISHAUPT, H. (Hrsg.) (2002): *Datenreport Erziehungswissenschaft 2*. – Opladen.
- MERKENS, H./WEISHAUPT, H./ZEDLER, P. (2000): Lokale Profile. In: OTTO, H.-U./KRÜGER, H.-H./MERKENS, H./RAUSCHENBACH, T./SCHENK, B./ WEISHAUPT, H./ZEDLER, P. (Hrsg.): *Datenreport Er-ziehungswissenschaft*. – Opladen, S. 145-153.
- MERTON, R. K. (1968): The Matthew Effect in Science. In: *Science*, Vol. 159, pp. 56-63.
- MERTON, R. K. (1973): *The Sociology of Science*. – Chicago.
- MERTON, R. K. (1988): The Matthew Effect in Science, II. In: *ISIS*, Vol. 79, pp. 606-623.
- NEUMANN, P. H. (1982): Das Eigene und das Fremde. Über die Wünschbarkeit einer Theorie des Ziti-rens. In: ELM, T./HEMMERICH, G. (Hrsg.): *Zur Geschichtlichkeit der Moderne in Theorie und Deu-tung*. – München.
- ORAIĆ TOLIĆ, D. (1995): *Das Zitat in Literatur und Kunst. Versuch einer Theorie*. – Wien.
- OTTO u.a. 2000 = OTTO, H.-U./KRÜGER, H.-H./MERKENS, H./RAUSCHENBACH, Th./SCHENK, B./WEISHAUPT, H./ZEDLER, P. (Hrsg.): *Datenreport Erziehungswissenschaft*. – Opladen.
- ROEDER, P. M. (1990): Erziehungswissenschaften – Kommunikation in einer ausdifferenzierten Sozial-wissenschaft. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 36. Jg., S. 651-670.
- ROST, F. (1994): Pädagogische Bibliographien, Thesauri und Register. In: HORN, K.-P./WIGGER, L. (Hrsg.): *Systematiken und Klassifikationen in der Erziehungswissenschaft*. – Weinheim, S. 191-214.
- ROUSSEAU, J.-J. (1963): *Emile oder Über die Erziehung*. (Hrsg. von M. RANG). – Stuttgart.
- SCHLEIERMACHER, F. (2000a): *Texte zur Pädagogik. Kommentierte Studienausgabe. Band I* (Hrsg. von M. WINKLER und J. BRACHMANN). – Frankfurt a. M.
- SCHLEIERMACHER, F. (2000b): *Texte zur Pädagogik. Kommentierte Studienausgabe. Band II* (Hrsg. von M. WINKLER und J. BRACHMANN). – Frankfurt a. M.
- SIMON, H.-U. (1984): Zitat. In: KANZOG, K./MASSER, A. (Hrsg.): *Reallexikon der deutschen Literaturge-schichte. Bd. IV: SI-Z*. – 2. Aufl. – Berlin, S. 1049-1081.
- SNYDERS, G. (1971): Die große Wende der Pädagogik. Die Entdeckung des Kindes und die Revolution der Erziehung im 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich. – Paderborn.
- SOLLA PRICE, D. J. DE (1974): *Little Science, Big Science. Von der Studierstube zur Großforschung* [George B. Pegram-Vorlesungen 1962]. – Frankfurt a. M.
- SSCI Journal Citation Reports (1987ff.): *A Bibliometrical Analysis of Social Science Journals in the ISI Data Base*. – Philadelphia.
- SSCI Social Science Citation Index (1987ff.): *An International Multidisciplinary Index to Literature of the Social, Behavioral and Related Sciences*. – Philadelphia.
- SZONDI, P. (1978): Über philologische Erkenntnis. In: SZONDI, P.: *Schriften I*. – Frankfurt a. M., S. 263-286.
- TENORTH, H.-E. (1989): Deutsche Erziehungswissenschaft im frühen 20. Jahrhundert. Aspekte ihrer his-torisch-sozialen Konstruktion. In: ZEDLER, P./KÖNIG, E. (Hrsg.): *Rekonstruktion Pädagogischer Wissenschaftsgeschichte*. – Weinheim, S. 317-343.
- TENORTH, H.-E. (1990): Vermessung der Erziehungswissenschaft. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 36. Jg., S. 15-27.
- WEINGART, P. (1984): *Die Vermessung der Forschung. Theorie und Praxis der Wissenschaftsindikatoren*. – Frankfurt a. M.
- WEINGART, P. (Hrsg.) (1991): *Indikatoren der Wissenschaft und Technik*. – Frankfurt a. M.
- WEISHAUPT, H. (2002): Aktuelle Veränderungen der institutionellen Struktur des erziehungswissen-schaftlichen Forschungsfeldes. In: MERKENS, H./RAUSCHENBACH, T./WEISHAUPT, H. (Hrsg.): *Daten-report Erziehungswissenschaft 2*. – Opladen, S. 143-163.

WEISHAUP, H./MERKENS, H. (2000): Forschung und wissenschaftlicher Nachwuchs. In: OTTO, H.-U./KRÜGER, H.-H./MERKENS, H./RAUSCHENBACH, T./SCHENK, B./WEISHAUP, H./ZEDLER, P. (Hrsg.): Datenreport Erziehungswissenschaft. – Opladen, S. 117-134.

Anschrift des Verfassers: Dr. Jens Brachmann, Friedrich-Schiller-Universität, Institut für Erziehungswissenschaft, Arbeitsbereich Allgemeine Pädagogik und Theorie der Sozialpädagogik, Carl-Zeiss-Platz 1, 07740 Jena, Tel.: 03461-945315, E-mail: s6brje@uni-jena.de